

Jugend und christliche Botschaft heute

Von Wilhelm Köster SJ, Göteborg

I. JUGEND UND CHRISTLICHE BOTSCHAFT

Jugend stellt jede Botschaft in Frage, auch die christliche Jugend kennt in diesem Sinne keine Tugend. Sie ist rasch fertig mit dem Urteil. Sie hat einen scharfen Blick für fremde Schwächen. Trägern von Autorität gegenüber ist sie gnadenlos.

Darum führt die Begegnung mit Jugend jeden Ganzheitsanspruch, also jede Art von Weltdeutung, in die entscheidende Probe. Der Generationswechsel hat schon manche Ideologie, wie schön auch aussehend, zum Absterben gebracht. Jugend verlangt eben *Wahrheit*, Wahrheit in doppeitem Sinne. Sie will nicht Worte, sie will lebendige Repräsentation dessen, was gesagt wird. Und sie will keine Kommandos, sie sucht vielmehr einsichtige Motive für Entscheidungen, die ihr, sei es von Personen, sei es vom Leben selber, abverlangt werden. Der junge Mensch sehnt sich nach *Anlehnung*, je jünger er ist, desto mehr. Und er sucht *Begründung*, je reifer er ist, desto mehr.

Jugend ist radikal. Sie ist es auch gegen sich selbst. Müdigkeit des Alters ist ihr ebenso fremd wie die naive Zutraulichkeit des Kindes. Wer ihr Vertrauen gewinnt, der hat sie ganz. Wo der junge Mensch etwas begriffen hat, da ist er mit Leib und Seele dabei. Er kennt noch nicht alle Köstlichkeit des Lebens, darum ist er wenig bekümmert um eigenen Nachteil. Freilich ist er auch anfällig für falsche Prophetien. Irrlichter können ihn blenden, denn er ist noch wenig erfahren. Er bedarf des Schutzes. Aber er ist Mensch im besten Sinne. Soeben zum Leben erwacht, ist er von vitaler Freude darüber erfüllt, da zu sein. Das ist Jugend.

Die christliche Botschaft erwächst aus der christlichen Offenbarung. Denn diese ist Horizonterweiterung und Seinsvertiefung. Durch Christus und in ihm sind wir belehrt worden über Sachverhalte, an die wir mit unserem eigenen Erkenntnisvermögen nicht heranreichen, über Erlösung, Menschwerdung, Dreifaltigkeit, und sind wir zur Teilhabe an Gottes Natur erhoben. Die Offenbarung ist also zweimal ein Gut. Und alles Gute drängt über sich hinaus, ist ‚diffusivum sui‘. Darum wird Offenbarung zur Botschaft, gerichtet an alle, die noch nichts von ihr wissen. Offenbarung treibt den, der ihrer teilhaft geworden ist, zum Mitmenschen.

Ihrem Rang und ihrer Bedeutung entsprechend sucht sie den Menschen am meisten da, wo er im besten Sinne Mensch ist. Und das ist er in dem Alter, wo der Intellekt schon voll ausgereift ist und wo der Wille, Stellung zu nehmen, noch nicht durch die Furcht vor persönlichen Nachteilen gebrochen, der Blick noch nicht durch ichbezogene Interessen getrübt ist. Christ-

liche Verkündigung kann sich in der Tat nicht darauf beschränken, sich an kleine Kinder zu wenden (Kindergärten zu halten!), noch auch darauf, die Alten anzureden, die entweder schon glauben oder die sich nicht mehr ändern wollen. Je mehr die Botschaft sich selber ernst nimmt, desto entschiedener muß sie an das Alter heran, wo der Mensch eigentlich zum Menschen wird, an die Jugend.

In diesem Sinne spricht, wer von christlicher Botschaft spricht, immer auch schon von Jugend.

II. WAS FINDEN WIR VOR?

Jugend von heute ist nicht schlechter als Jugend von gestern. Aber sie lebt unter anderen Bedingungen, nämlich im Industriezeitalter.

Industrie ist eine gegenüber Nomadentum und Ackerbau verwickeltere Wirtschaftsweise. Sie bedient sich der Technik, dem Kinde der exakten Wissenschaften, und besteht in einer dadurch verursachten, weit vorangetriebenen Arbeitsteilung und darum einer großräumigen Organisation des Wirtschaftens.

Darum und darin

- offenbart sie die Größe des Menschen, denn sowohl die Maschinen als Werke der Technik wie auch die Organisation der Produktion werden vom Menschen gemacht;
- birgt sie Gefahren in sich:
Verführung zur Selbstverabsolutierung des Menschen;
Versklavung des Menschen, denn Maschinen wollen bedient sein, Organisation will aufrechterhalten sein: daher Managerkrankheit und Streß;
Emanzipation der technischen Apparaturen, etwa im Unfall, sowie der Produktion in Überproduktion und Arbeitslosigkeit: wie das Feuer, so tragen auch Technik und Industrie eine innere Dynamik in sich, von der gilt, was Schiller vom Feuer sagt: „Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht. Doch furchtbar ist die Himmelskraft, wenn sie der Fessel sich entrafte, einhertritt auf der eignen Spur, die freie Tochter der Natur“ —;
- bedeutet sie eine Entfernung des Menschen von der Natur: mit dem Herden- so gut wie mit dem Haustier hat man seelischen Kontakt, mit der Maschine nicht, sowie eine Umwälzung im Zusammenleben der Menschen: Wohn-, Arbeits- und Lebensgemeinschaft sind keine Einheit mehr, Familienbande lockern sich, der Einzelne gerät in die Isolation.

Die Wirkungen der Industrialisierung sind am tiefsten, wo der Mensch sich in seinem zugleich offensten und verletzlichsten Lebensstadium befindet, im Jugendalter.

- Jugend ist begeistert für das Funktionieren von Maschinen, für das Jagden auf Moped und Auto.
- Aber sie ist auch anfällig für die in unserer Wirtschaftsweise liegenden Gefährdungen:
 Sie ist versucht, sich von einem utopischen Fortschrittstaumel ergreifen zu lassen;
 sie leidet unter der Unerbittlichkeit des laufenden Bandes sowie der Kontrolle, etwa der Arbeitszeit, durch Maschinen; mehr als der gereifte Mensch leidet der Jugendliche unter Arbeitslosigkeit, d. h. der Erfahrung, daß er nicht gebraucht wird; er ist geneigt, Krisenerscheinungen auf schuldhaftes Versagen der Wirtschaftsplaner und die Politiker zurückzuführen, daher zu revolutionären Stimmungen — und nicht nur Stimmungen — versucht.
- Alles das wirkt um so nachhaltiger, als die in der Industriegesellschaft gegebene Isolation des Einzelnen dem Jugendlichen besonders schmerzhaft ist: gewiß strebt er von Hause weg, träumt von einem Robinsonschicksal, aber sein natürlicher Drang nach Gemeinschaft bleibt weithin unerfüllt.

Alles das hat der heilige Johannes Don Bosco gesehen, dessen dürfen wir angesichts der weltweiten Früchte seines Einsatzes sicher sein. Er hat nicht bloß an ein paar junge Menschen gedacht, denen er im Turin seiner Tage aus ihrer Ratlosigkeit herausgeholfen hat. Er hatte die Augen dafür offen, hatte jedenfalls ein sicheres Gespür dafür, daß mit Technik und Industrie ein neues Zeitalter angebrochen war. Der Mensch offenbarte neue bisher unentfaltete Fähigkeiten. Aber zugleich geriet er unter neue Gefährdungen.

Der christlichen Verkündigung erwuchs also eine neue Aufgabe oder stellte sich wenigstens eine immer schon gegebene Aufgabe mit neuer Dringlichkeit. Es galt, das Humane unter veränderten Lebensbedingungen zu schützen und zu stützen, am meisten da, wo es morgenfrisch sprießt, bei der Jugend.

Vor solchem Hintergrund erweist sich Johannes Don Bosco als eine verkündigungsgeschichtliche Schlüsselgestalt. Wirtschaftsweise und die daraus erwachsenden sozialen Umwälzungen stellten eben die Verkündigung vor eine neue Situation. Don Bosco hat das erkannt und ist der neuen Lage begegnet. Darüber hinaus hat er seinem persönlichen Einsatz durch die Gründung der Kongregation der Salesianer in der Kirche Dauer verliehen. Er hat seine Sicht und sein Werk institutionalisiert.

Die Salesianer haben damit eine sichere Verankerung in der Geschichte der Kirche. Wenn es sie nicht gäbe, müßte man sie gründen. Sollten sie einmal verschwinden, so müßte man sie neu gründen, jedenfalls, solange

es Industrie und Technik gibt. Aus dem Bewußtsein ihrer geschichtlichen Verankerung darf ihrer Gemeinschaft ein neues Selbstbewußtsein und eine neue Stoßkraft zuwachsen.

Die christliche Botschaft wird heute unter neuen Voraussetzungen vorgebracht. Wir, ihre Künder, sind in mehrfacher Weise ernüchtert.

1. Wir haben erkannt, wie verwickelt die Seele des Menschen ist. Wir wagen darum nicht mehr, wie frühere Generationen das wohl getan haben, uns das Wort des Markus-Evangeliums wie eine Selbstverständlichkeit zu eigen zu machen: wer nicht glaubt, der wird verdammt werden (Mk 16,16). Wir fügen die — wohl von Anfang unter- und mitzuverstehende — Bedingung hinzu und sagen: wer gegen besseres Wissen nicht glaubt, der wird verdammt. Und wir trauen uns darüber hinaus kein sicheres Urteil mehr darüber zu, daß einer etwa nicht glaube. Zuerst war es die Psychologie, nicht die experimentelle, sondern die Humanpsychologie, und dann war es noch einmal die Psychoanalyse und die darauf sich gründende Psychotherapie, die uns Tiefendimensionen der Seele bloßgelegt haben, und die uns in unserem Urteil vorsichtig machen. Die Alten sagten: ‚de internis non iudicat praetor‘; wir möchten weiter gehen und sagen: ‚de internis non iudicat homo‘, also weder der Arzt noch der Jurist noch der Seelsorger.

Wo wir als Künder der christlichen Botschaft nicht ankommen, wagen wir nicht mehr, ohne weiteres von bösem Willen zu sprechen. Und wo man auf uns lauscht, führen wir das nicht ohne weiteres auf unsere Tugend (!) und auf das Gewicht unserer Sachgründe zurück. Hinter unserem Erfolg sehen wir auch nicht-theologische Faktoren wirksam. Wir haben viel von der Selbstsicherheit früherer Zeiten aufgegeben.

2. Wir haben entdeckt, daß wir nicht ausschließlich durch gegebene Sachverhalte bestimmt sind, daß wir vielmehr alle auch **g r u p p e n g e b u n d e n** sind, dies in unseren Verhaltensweisen, in unseren Bewertungen und in unserem Sprechen.

— In unserem Verhalten binden wir uns alle an die Mode.

— In unseren Bewertungen waren wir als Kinder von unserer Umwelt, meist den Eltern, abhängig. „Sieh mal, wie schön der Ball ist“, sagt die Mutter dem über das Geschenk der Tante verwunderten und noch bewertungsunsicheren Töchterchen. Auch als wir uns von den Bewertungen der Umwelt absetzten, haben wir einen Teil eingeübter Wertmaßstäbe beibehalten, teils unbewußt. Wir hatten uns schon darin eingerichtet, ehe wir zu eigener Stellungnahme kamen.

— In unserem Sprechen sind wir in mehrfacher Weise gruppengebunden: Als Prediger sind wir versucht, den Mund voll zu nehmen, nur weil wir uns von der Gruppe gestützt wissen. Es gibt Redner, denen man das Sich-Hineinlehnen in die Gruppe unweigerlich anspürt.

Unsere theologische und religiöse Begriffswelt erweist sich bei genauerer Prüfung nicht als so sachbedingt, wie wir beanspruchen möchten. Was meinen wir denn, wenn wir sagen „Gott“? Etwa die Erinnerung an eine fromme Mutter, die uns das Ave Maria beigebracht hat und uns vom lieben Gott gesprochen hat? Oder die Jugendkundgebung, wo wir uns von der Gemeinschaft haben tragen lassen und wo wir gesungen haben „Ein Haus voll Glorie schauet“ als hätten wir das Haus selber gebaut? Wie viel an Zufälligem hat sich nicht dem beigemischt, was wir in unserer religiösen Sprache intendieren! Wieviel an Eierschalen hängt noch daran!

Unsere Sprache mit allem, was sie enthält, entstammt dem Sprachraum, in dem wir aufgewachsen sind. Sprache ist Ausdruck dessen, was wir erfahren. Erfahrung aber war im Anfang eine ‚rudis indigestaque moles‘. Sie war wie Urwald, undurchdringlich und weglos. Frühe Geschlechter haben sozusagen Pfade hineingeschlagen. Sie haben das noch Ungeformte eingegrenzt und in handhabbaren Begriffen ausgemünzt. Sie haben damit auch Entscheidungen getroffen, die für uns Vorentscheidungen sind. Wir Spätgeborenen übernehmen überkommene Festlegungen zunächst wie etwas Selbstverständliches. Aber zuzeiten nehmen wir wahr, daß sie nicht die einzig möglichen waren, also nicht endgültig sind. Das wogende Meer der Erfahrung ist noch nicht ausgeschöpft.

Als Beispiele dafür, daß Erfahrung verschieden gedeutet werden kann, mögen stehen: *moira* — *fatum*, *relatio* — Beziehung. Nun gibt es in jedem Kulturraum bei aller Verschiedenheit der Einzelidiome begriffliche und sprachliche Festlegungen, die alle Verschiedenheiten übergreifen. Im Abendland sprechen wir überall von Leib und Seele, Materie und Geist, Wahrnehmung und Einsicht, *eros* und *agape* (*amor* und *caritas*); wir verstehen alle Begriffe wie Gerechtigkeit, Gnade, Sünde, Gewissen, Herrlichkeit. Aber auch die Sprache des Abendlandes, so groß sie ist, ist eine neben anderen möglichen. Wie bewunderungswürdig also das begriffliche Einfangen erfahrener Realitäten im Aufgang des Abendlandes auch ist, wie sehr sich die damals geschaffene Sprache auch Jahrhunderte lang bewährt hat, alles enthält sie nicht. Was ins Wort drängt, läßt sich in keiner etablierten Sprache restlos sagen. Erst am Ende werden die Gefäße der Sprachen zerbersten und wird hervorbrechen das reißende Gewässer des nie Gesagten (vgl. Gertrud von le Fort).

Es erscheint, daß wir heute das Unzureichende überkommener Sprachen deutlicher fühlen als andere Zeiten. Die Vielheit nebeneinander aufkommender Philosophien und ihrer jeweiligen theologischen Auswirkungen deutet darauf hin. Martin Heidegger hat uns die Augen dafür geöffnet, daß die Riesenschlacht um das Sein, von den Griechen geschla-

gen, hinterfragt werden kann. Wir können in ursprünglichere Wirklichkeitsbegegnung zurück. Jugend fühlt das und fordert es, nur halb bewußt, aber dringlich. Sollte nicht hier ein Grund für den Bruch der Glaubenstradition auch in kultur- und glaubensbewußten Familien liegen?

Zusammenfassend wäre festzustellen: Soweit es um die Botschaft geht, so sind wir Kündler ernüchert. Ernüchterung ist aber nicht Verunsicherung, sie ist Reifung!

Jugend weiß um unsere Bedingtheit, jedenfalls fühlt sie sie. Wo wir Normen nachdrücklich betonen, wittert sie Bevormundungswillen. Sie fürchtet, daß wir Unsicherheit durch Lautstärke ersetzen wollen, Argumente durch Macht.

Sie wird aber am Ende selbst nicht daran vorbeikommen, sich in eigene Bedingtheit zu finden. Sie wird uns unsere Botschaft in dem Maße abzunehmen bereit sein, in dem wir selber fühlen — und in dem Maße, in dem sie fühlt, daß wir fühlen —, daß die Formen unserer Verkündigung so unumgänglich bedingt sind wie alles Menschliche*.

III. WORAUF DÜRFEN WIR IN HOFFNUNG VERTRAUEN?

Auf die Jugend! Denn wenn der Mensch irgendwann ansprechbar ist, dann in seiner Jugend. Freilich müssen wir uns der Bedingungen bewußt sein, unter denen der Erfolg unserer Verkündigung steht. Ein *doppeltes Warten* ist uns auferlegt:

— Das Warten des Pädagogen ist auch unseres. Wo der Lehrer Einsichten zu vermitteln hat — wichtigstes Beispiel: Mathematik —, muß er warten, daß sie sich einstellt: er kann versuchen, sie zu wecken, eigentlich

* Schweden bietet das Schauspiel einer echten Verunsicherung der Träger des Glaubens und der Verkündigung und einer entsprechend kritischen Haltung von seiten der Jugend. Der Glaube versteht sich nämlich dort durchweg pietistisch: der Gläubige möchte auf die Objektbezogenheit der Glaubensaussage verzichten: diese ist ihm Ausdruck reiner Subjektivität, liegt also jenseits von wahr und falsch. Gesundes Menschentum, also besonders gesunde Jugend, fühlt die darin liegende Freigabe zu moralischem Libertinismus so gut wie den Verzicht auf allgemeine Gültigkeit und Allgemeinverpflichtung des christlichen Glaubens. Die Verunsicherung ist hier nicht nur eine faktische, sie rührt von der prinzipiellen Deutung des Glaubens her. Darum ist die Selbstverschließung der Jugend gegen Kirche und Christentum nur um so entschiedener.

Als Kinder und Kündler der katholischen Kirche haben wir hier im Lande Gustaf Adolfs eine besondere Chance. Denn die katholische Glaubensbesinnung hat immer den Anspruch auf vernünftige Begründung des Glaubens gestellt. Wo Jugend Argumente will — und das will sie immer: wenn jünger, dann einschlußweise, wenn älter, dann ausdrücklich —, da ist katholische Glaubensverkündigung auf die Begegnung mit ihr gut vorbereitet.

vermitteln kann er sie nicht, erzwingen schon gar nicht. Es handelt sich ja um ein Stück Kreativität (die ja nicht nur hinter der großen geschichtsmächtig werdenden guten Idee liegt, sondern schon in dem Vierjährigen wirkt, der mit einem Mal versteht, daß 2 mal 2 vier ist). Kreativität ist nun einmal spontan, sie läßt sich nicht domestizieren.

Der Pädagoge muß aber nicht nur auf das Einspringen der Einsicht, er muß auch auf die Bereitschaft des Schülers warten, mitzumachen, auf seine Lust anzuspringen, also in diese besondere Art Freundschaft einzugehen, die die unentbehrliche Atmosphäre für jede Paidagogia ausmacht. Wo sie nicht ist, kommt keine Einsicht zustande, ja, da gelingt nicht einmal schlichte Tatsachenmitteilung. Wenn nicht alle Menschen von Natur aus darauf ausgerichtet wären, etwas zu wissen, und also nicht alle von Natur aus von vornherein darin einig wären, etwas lernen zu wollen (vgl. Aristoteles), wäre es um Pädagogik schlecht bestellt.

- Unsere, der Verkünder, wartende Geduld muß aber die des Pädagogen noch um ein Wesentliches übertreffen. Denn in der christlichen Botschaft geht es weder nur um Prinzipieneinsicht noch bloß um die Bereitschaft, sich über Tatsachen orientieren zu lassen. Wo christliche Verkündigung geschieht, bedarf es einer noch tieferen Offenheit des Menschen als der Offenheit für natürliche Wissenserweiterung und deren unentbehrlicher atmosphärischer Bedingung, der Bereitschaft zu der spezifischen Freundschaft zwischen „Absender“ und Empfänger. Die Botschaft Christi verlangt ja, daß der, der sie annimmt, seine Geschöpflichkeit — seine unmittelbare Nachbarschaft zum Nichts — anerkennt und sein Angewiesensein auf das Geschenk des Heiles; oder jedenfalls muß er sich des schon gesprochenen Ja bewußt werden. Wie dem auch sei, ob nun im Vernehmen der Botschaft das Ja zu ihr erst geweckt wird oder ob es immer schon vorhanden und zur Artikulation gelangt, wir müssen warten. Wir müssen gelassener, vielleicht schmerzlicher warten als der Pädagoge. Denn in unserer Verkündigung geht es nicht nur um eine Begegnung zwischen uns und unserm Partner. Es ist noch ein Dritter im Spiel, nämlich Gottes Heiliger Geist. Er gibt gewiß jedem genügend Beistand, das Heil zu erreichen. Aber er läßt uns nicht immer gleich erkennen, ob einer gerettet ist oder nicht. Manchmal offenbart er sein Wirken in unserm Erfolg. Manchmal verbirgt er es hinter dem, was sich für uns wie Mißerfolg ansieht.

Hier hat der Geist seine Gezeiten. Vielleicht leben wir in einer Epoche, wo er sich uns nicht zu erkennen gibt.

Auf unsere Botschaft dürfen wir vertrauen. Denn sie ist wahr. Wenn Wahrheit mehr bedeutet als die Abwesenheit von Irrtum, wenn sie auch das Kontrarium zu Flachheit ist, wenn sie also Fülle besagt, dann ist unsere Botschaft die wahrste aller denkbaren Botschaften. Sie

ist ja göttlich. Sie hat sich als widerstandsfähig erwiesen. Wenn wir das Jahrhundert zu drei Generationen rechnen, dann hat die christliche Botschaft, da seit 19 Jahrhunderten verkündet, nicht weniger als 57 mal den Generationswechsel überstanden und also diese harte Probe bestanden. Wo man sie aber wirklich nicht annimmt, da dürfen wir, ihre Künder, den Staub von unseren Füßen schütteln und uns an neue Adressaten wenden. Wo unser Segen auf Unwürdigkeit stößt und zurückgewiesen wird, da kehrt er zu uns zurück (Mt 10).

IV. BEGRENZUNG UND OPTIMISMUS

Jugend und christliche Botschaft heute, wir können vor diesem Thema als Christen nichts anderes sein als Optimisten. Von zwei Dingen freilich war in unseren Überlegungen nicht die Rede:

- davon, daß die Erde ihre Grenzen hat und daß wir dabei sind, vor sie zu geraten: wie werden wir die gegebene Endlichkeit unseres irdischen Lebensraumes und die potenzielle zahlenmäßige Unendlichkeit der Menschen zusammenbringen?
- von der Sünde als dem großen Schatten über allem, was Mensch, ja, was vernünftiges Geschöpf ist, also auch über unserer Jugend und über uns, den Überbringern der Botschaft Christi.

Wenn aber auch diese beiden Komplexe alles andere durchdringen und überschatten, so bleibt unsere Besinnung zum Thema ‚Jugend und christliche Botschaft heute‘ in sich berechtigt. Ja, was wir in unseren Reflexionen erblickt haben und uns vergegenwärtigt haben, das gibt uns — wie jeder Blick auf Wirklichkeiten — eine vermehrte Kraft, die Aufgaben anzugreifen, die bedrohlich über allem Heute der Menschheit stehen, der Jugend wie auch der Träger der christlichen Botschaft.